

Nr. 39. Bromberg, den 16. Februar 1930.

Alexander Huene.

Ein Erdöl=Roman von Georg Urbat.

Urheberschutz für (Copyright by) Carl Duncker Verlag, Berlin W. 62.

(3. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Der Ton läßt den Makler wieder stutzen. Und die kühlen, grauen Augen des Mannes blicken so sicher, so überlegen . . . und kalt und zwingend . . . Und adressiert ist der Auftrag an ein kleines, wohlbekanntes Bankhaus auf dem Broadway in der Nähe der Wallstreet . . . Und unterzeichnet ist der Auftrag mit „Henry Brown" . . . Zum Teufel! Wer kennt diesen Henry Brown? — Aber diese Summe, diese Summe . . .!" Und das daraus winkende Bungalow, das Eigenheim . . .

„Gemacht, verehrter Mister Brown!" schreit Jeffries plötzlich und rennt davon, als wenn tausend Teufel hinter ihm her wären, um ihm den Auftrag zu entreißen.

Lächelnd sieht John Hill ihm nach: Jeffries, ein kleines Rädchen in dem großen Uhrwerk, das er heute in Bewegung gesetzt hat.

John Hill ist jetzt sicher: Nun fiebert's von hier nach Europa hinüber. Nach London, nach Paris, Amsterdam, Berlin, auch nach Moskau. Durch Kabel und durch Radio. Immer wechselnd. Die ratlose Stimmung einer wild gewordenen Börse, die nicht weiß, woran sie ist . . .

Und nach einigen Stunden werden sich die in London die Hände reiben und wie hier die kleinen Makler auf der Straße erfreut sagen: „John Hill ist „knock out" — die Newyork Oil=Company ist feige geworden. Vielleicht geht ihr auch schon der Atem aus, und der alte Hill vertrottelt allmählich. — Nun wird er uns im Kaukasus und in Persien nicht mehr in die Quere kommen."

Zufrieden schlendert John Hill der nächsten Station der Hochbahn zu, die ihn hinausbringen soll nach Rockaway Beach, wo er als Henry Brown am Strand des Ozeans ein kleines Landhaus bewohnen wird, so lange wie es John Hill beliebt, in der Südsee zu kreuzen. Von Rockaway Beach wird er dann seine Fäden weiterspinnen.

Und einen dieser Fäden muß auch jenes drollige, deutsche, in Rußland geborene Greenhorn, jener Alexander Huene ziehen . . .

IV.

Und der Traum wob, schmeichelte und schreckte:

„Trrreng . . ., wie Metall auf Metall klingt es. — Bumm . . . r. Die alte Scheune fliegt in Fetzen. „Volltreffer!" sagt sachverständig, anerkennend neben ihr Adolf Gustavowitsch, der deutsche Kriegsgefangene. — Aber die Scheune brennt nicht. Heulend und schreiend laufen Weiber über den Hof. Den rettenden Kellern zu. Aus der zweiten Scheune aber stiebt es heraus. Über das weite Feld hin: Rote — in wilder Flucht . . .

. . . Und Kirchenglocken klingen . . . Mit brennender Opferkerze in der Hand steht sie, Xenia Tsaturowa, in der Kirche. Im Gottesdienst zum Dank für Erlösung aus roter Gefahr und Bolschewistenschreck. Und neben ihr: Sascha, Alexander Karolewitsch Huene. Etwas hart und knochig vom rauhen Kriegerleben. Aber ungebeugt, herrisch und kühn. Und aus ihrem Herzen quillt es herauf: Dank, Dank, nichts als Dank — Dank dem Allmächtigen und seinem Werkzeug, das kraftvoll und stark wie ein junger Kriegsgott neben ihm steht. Und unwillkürlich in tiefem Dankgefühl suchen ihre Finger seine Hand. Und seine Hand faßt zu. Zart, und doch fest und sicher . . .

Ein noch nie gekanntes Glücksgefühl durchströmt sie. Wie mit schweren Fittichen kommt eine süße Schwäche lähmend über sie, läßt ihre Knie wanken.

. . . Trreng . . . trrach . . . bumm . . .! — Staub und Trümmer. — Und sie sinkt. — In grundlose Unendlichkeiten sinkt sie . . .

„Das ist der Hungertyphus!" schreit ihr jemand in das Ohr. Und sie sinkt, sinkt in die glutrote, bewußtlose Nacht des Fieberwahns . . .

„So hilf mir doch, Sascha!" ruft sie. „Warum hilfst du mir nicht?"

Da — eine Hand, eine rettende Hand. Sie ergreift die Hand. Und die Hand hebt sie. Hebt sie aus der schweren, drückenden Unendlichkeit der Ohnmacht. Bis die Hand auf einmal zum Körper wird. Und vor ihr steht, groß, breitschultrig: Boris Medwedjeff, der rote General.

Und die Glocken klingen wieder . . .

Aber Weiber heulen und kreischen . . .

Und wieder Trreng . . . trrach . . . bumm . . . die Granaten . . .

Verwirrt, entsetzt fährt Xenia Tsaturowa aus dem Schlaf.

Und die Glocken klingen wirklich. Aber vom Dome Christus des Erlösers in Moskau. Und die Weiber heulen, kreischen, fluchen und schimpfen wirklich. Aber in der nahen Küche . . . Und . . . trreng . . . trrach . . . bumm . . . fallen geschleuderte Kochgeschirre gegen Wand und Boden.

Ein gequältes Lächeln umzieht die Lippen Xenia Tsaturowas, als sie die beiden letzten widerwärtigen Ursachen ihres kurzen Traumes erkennt, der sie scharf und doch wirr und schreckhaft um Jahre ihres Lebens zurückgeführt hat.

Still ist es in der Küche geworden. Irgendwoher klingt noch ein verhaltenes, jammerndes Weinen. Xenia Tsaturowa zuckt die Achseln: Moskauer Wohnungsnot!

Aus sieben Zimmern besteht diese Wohnung eines ehemaligen, vielgesuchten Advokaten. Sechs Familien hat man da hineingepreßt. Sie und ihre Amme noch dazu. Sechs Frauen kochen in einer Küche. Und nicht immer sind sie friedfertig und nachgiebig gesinnt. Und Streit und Zank sind an der Tagesordnung, wenn auch nicht immer Kochtöpfe gegeneinander geschleudert werden.

Aber die Glocken von dem Dome Jesus Christus des Erlösers klingen noch immer dumpf und schwer. Die Glocken, die sie im Traum mit Alexander Huene wieder zusammengeführt haben. Still und horchend legt sich Xenia Tsaturowa in die Kissen zurück, mit geschlossenen Augen. Zarte Röte überzieht ihr feines Gesicht, als wenn sie sich

noch einmal hineinträume in ein fernes, erstes und heißes Empfinden.

Leise öffnet sich die Tür des Zimmers, und vorsichtig, um die Schlafende nicht zu stören, schleppt eine rundliche Alte die dampfende Teemaschine in das Zimmer und stellt sie auf den runden Tisch in der Mitte. Sie nähert sich dann dem Bette, als ob sie noch immer fürchte, eine Schlafende zu wecken. Aber sie findet offene Augen.

Und der mühsam zurückgehaltene Redestrom der Alten beginnt zu fließen: „Xenotschka, mein Seelchen, mein Täubchen! Haben sie dich geweckt, mein Gottesgeschenk du, diese bösen Weiber. O mein Gott, o mein Gott?! Was ist das für eine Welt?! Sind wir denn noch nicht gestraft genug?! Müssen wir Sünde auf Sünde häufen?! Denke dir, Xenotschka, mein Täubchen, diese Apollageia und die Irina, wie die sich geschlagen haben, und die anderen, anstatt zu schlichten, zu wehren, die anderen, die . . .“

Eine abwehrende Handbewegung Xenia Tsaturowas läßt sie schweigen. Und zwischen zwei Zügen der glimmenden Zigarette sagt Xenia Tsaturowa leise: „Ich war im Traum mit Sascha zusammen!“

Wie ein elektrischer Funke ist es auf die gute Alte übergesprungen.

„Sag, Duschetschka, sag, Seelchen, mein Himmelsgeschenk du, wo war es? Wo hat Gott euch wieder zusammengeführt? Wohin haben die lieben heiligen Engel euch geleitet?“

Und leise antwortet Xenia Tsaturowa: „Es war in der Kirche. Beide hielten wir Opferkerzen in der Hand . . .“

„Und . . . und . . .“ drängte die Alte. „Schwebte die Ehekrone über euch?“

Ein bitteres Lächeln legt sich um Xenias Tsaturowas Lippen: „Nein, gute Marfuscha. Der Kochtopf der Apollageia fuhr polternd als Granate dazwischen, und was übrig blieb, war Staub und Trümmer.“

Ein Schatten fliegt nun auch über das gute Gesicht der Alten. Dann aber klammert sich ihr frommer Aberglaube an die Deutung des Traumes, schmeichelnd streichelt und küßt sie die Hand Xenias: „Ihr werdet euch wiedersehen, Duschetschka moja, ihr werdet euch wiedersehen. Und lieb werdet ihr euch wieder haben. Glaub deiner alten Amme.“

Das Gesicht gegen die Wand gekehrt, liegt Xenia Tsaturowa. Wie in bitterer Abwehr sagt sie: „Weshalb soll das Schicksal ihn anders geführt haben. Millionen sind gestorben, verdorben. Weshalb soll das Schicksal ihn geschont haben . . . Aber —“ In ihrer Stimme ringen Angst, Qual, aufglimmende Hoffnung und wieder bange Zweifel. „Aber wenn das Schicksal ihn geschont hat — wenn er nur dahinlebt irgendwo als Bauer in Serbien, als Zeitungsverkäufer in Paris, als Trampf in Amerika — was nützt uns das alles?“

„ . . Und ich . . . und ich . . .?!“ schluchzte sie plötzlich leidenschaftlich auf und wirft sich der Alten um den Hals, „ . . . und ich, Marfuscha?! Sag es mir doch! Bin ich die gleiche wie vor Jahren? Bin ich die gleiche Xenia Tsaturowa um die er damals warb, die er liebte?“

Schwer senkt sich das Haupt der Alten. Kein Trostwort will diesmal über ihre Lippen. Endlich sagt sie leise: „Wir haben das Beten verlernt, Seelchen, das Beten haben wir verlernt. Und darum hat uns Gott gestraft. Und solange wird er uns strafen, bis wir wieder beten gelernt haben . . .“

Langsam tickend schiebt die kleine Stutzuhr auf dem Kamin ihren Zeiger vor. Und dann löst auch Xenia Tsaturawa sich langsam aus den Armen ihrer alten Amme. „Dank, du Gute“, sagt sie leise und küßt die Alte.

In schüttelnder Bewegung des zurückgeneigten Kopfes läßt sie das lange, wellige, rostbraune Haar ordnend hinunterfallen, als rufe sie sich damit endgültig wieder aus ihren Erinnerungen in die Wirklichkeit zurück. Und als sie die Augen der Alten noch immer wie in Kummer und Vorwurf auf sich gerichtet sieht, sagt sie: „Lassen wir die Träume, du Gute. Was der Himmel einmal selbst zerstört hat, kann kein Traum wieder zurückbringen . . .“

Dumpf verklingen die Glocken des Domes Christus des Erlösers. Golden glänzt die Kuppel durch das geöffnete Fenster. Und weiter stromaufwärts hin über den glitzernden Moskaustrom hebt sich fest und trotzig der Kreml mit seinen breiten Mauern, seinen Türmen und Zinnen, überragt von der massigen Wucht der Paläste und den goldenen Kuppeln der Kirchen.

Vor einem kleinen, dreiteiligen Toilettenspiegel sitzt Xenia Tsaturowa. Prüfend durchforschen zwei große dunkle Augen ein kaltes, undurchdringliches Gesicht. Und das Gesicht lächelt, verhalten, ein wenig spöttisch. Xenia Tsaturowa weiß, daß sie diesem schönen, kalten, undurchdringlichen Gesicht den Beinamen einer „Sphinx“ verdankt. Etwas zu hoch für eine Frau scheint die Stirn unter dem einfach in der Mitte gescheitelten Haar. Aber Xenia Tsaturowa hat es gern, wenn man ihr sagt, daß diese Stirn das Wissen und Können eines sehr klugen Mannes berge.

Das Hupen eines Automobils klingt von der Straße herauf.

„Ah! Medwedjeff schickt den Wagen!“ ruft Xenia erfreut aus. „Rasch, Marfa, das Kleid, den Mantel . . .“

Angezogen mit der bescheidenen und doch sicheren Eleganz des verarmten neuen Moskau steht Xenia Tsaturowa da. Wie Siegesgewißheit, wie Triumph blitzt es aus ihren Augen. „Du, Marfa“, ruft sie aus, „wenn der Erdöl-Vertrag heute mit Chester Harris unterzeichnet wird, dann ist es mein Werk, meine Arbeit, mein Verdienst. Ich weiß, daß Harris in mich verliebt ist. Er sah mehr in meine Augen als in den Vertrag. Er hörte lieber auf meine Stimme, als auf das, was sie sagte. Und der Vertrag ist gut für uns. Die in London werden schäumen — aber die da drüben im Kreml, die werden mir dann nicht mehr den Weg versperren können. Nach Europa werden sie mich schicken müssen. Heraus aus dieser Enge, aus dieser Stickluft. Hörst du, Marfa, nach Europa! Und steigen will ich, steigen, steigen . . . . Marfa, warum freust du dich nicht mit mir?!“

Und mit stillem Gesicht sagt die Alte: „Was soll ich dir sagen, du mein Engel, du meine Seele. Ich bin eine alte, einfache Frau . . .“

Dumpf dröhnen wieder die Glockenschläge vom nahen Dom in die Stille des Zimmers. Und über das Gesicht der schönen Frau huschen von neuem die Schatten der Erinnerung an Sascha Huene, den einst Geliebten, den lange Verschollenen . . .

„ . . und wenn ich erst in Europa bin . . .“ sagte sie leise und versonnen.

„ . . nein, nein!“ schreit sie auf, der alten Amme um den Hals fallend, als ob sie fürchte, daß die Erinnerung und ihre Gestalt wahr werde, „nicht mehr Träume deuten, bitte, bitte . . .“

Aber in das Ohr flüstert Xenia Tsaturowa der Alten angstvoll: „Bete für mich . . .“

Davon rollt der Wagen mit Xenia Tsaturowa. Lange schaut die Alte ihm nach. Dann steht sie in der heiligen Ecke vor dem Gottesbild. In eifrigem Gebet bewegen sich die Lippen, schlagen die Finger das Kreuz. Für Xenotschka, ihr Seelchen, ihr Täubchen, ihr Gottesgeschenk, bittet sie. Aber auch für Alexander Huene betet sie. Und nicht mehr für sein Gedächtnis, für sein Seelenheil betet sie, sondern trotzig dem Traum folgend, den doch sicher Gott gesendet hat, betet sie für sein leibliches Wohlergehen, und daß ein gütiges Geschick ihn und Xenotschka bald zusammenführen möge . . .

V.

Schwer und drückend wie eine gewitterschwüle Wolke liegt es über Moskau.

Gehetzt, immerwährend auf der Jagd nach dem kärglichen Verdienst hasten die Menschen durch die übervölkerten Straßen der Innenstadt. Schmerzend bohrt das Schrillen des elektrischen Läutewerks der Straßenbahnen in empfindliche Ohren, und das Hupen der Automobile klingt wie ein nahendes Gericht.

Denn eine leidenschaftliche Sprache — wilde Anklagen und hysterische Drohungen zugleich — führen die Zeitungen gegen London, und die Erinnerung an Krieg und Hungersnot sitzt noch lähmend in den Gliedern.

In den Empfangsräumen des außenpolitischen Kommissariats an der Kusnetzki Most aber herrscht das rege Treiben eines außergewöhnlichen Tages. In der einen Ecke des Konferenzsaales stehen einige Herren: die Vertreter der großen ausländischen Zeitungen in Moskau. Kino-Opera-

teure machen ihre Apparate gebrauchsfertig, um die Tatsache der Unterzeichnung des Vertrages zwischen der „Newyork Oil-Company“ und dem „Allrussischen Nafta-Trust“ im Bilde festzuhalten. Auf dem großen Konferenztisch thront einsam, seiner Verwendung harrend, ein großer silberner Leuchter und eine lange, schlanke Stange Siegellack. Denn es hat einer hohen Politik gefallen, der Unterzeichnung dieses Vertrages eine demonstrative Feierlichkeit zu geben, die denen in London sagen soll: nun, wenn ihr mit uns brechen wollt, dann machen wir es eben mit den Amerikanern.

Und ein wenig abseits von diesem Raum, den fiebernde Erwartung durchzittert, in dem Arbeitszimmer des stellvertretenden Kommissars für auswärtige Politik sitzen schweigend drei Personen: Xenia Tsaturowa, Mitglied des Verwaltungsrates des allrussischen Nafta-Trustes, Boris Borissowitsch Medwedjeff, Präsident dieses Trustes, und Pawel Maximowitsch Latwin, der Stellvertreter des Kommissars für Außenpolitik.

(Fortsetzung folgt)

„Photographen werden hier hingerichtet!“

Harmlose Vergnügungen chinesischer Theaterbesucher. — Unfreiwillige Witze auf Ladeninschriften. — Der naive Absender.

Von E. Conz-Tokio.

An unseren Verhältnissen gemessen, ist manches in China auf recht niedriger Stufe der Entwicklung stehen geblieben, obwohl das Land Universitäten, Zeitungen und andere Beweise hoher Kultur schon zu einer Zeit kannte, da unsere Vorfahren einander die Köpfe noch mit Bronzewaffen einschlugen. Als Beispiel soll hier nicht etwa die berühmte einräderige Karre oder die unsterbliche Bewässerungstretmühle angeführt werden, sondern die chinesische Bühne.

Theaterbauten nach dem Muster der unseren gibt es in China heute noch nicht, abgesehen von den wenigen europäischen Musentempeln in den Vertragsstädten. Der Zuschauerraum schwingt sich im besten Falle zu einer gewissen Ähnlichkeit mit dem osteuropäischen Vorstadtlichtspiele auf, wenn er auch oft überraschend geräumig ist. Dem entspricht der erege Besuch, der keinen Platz unbesetzt läßt. Ventilatoren und moderne Entlüftungsanlagen scheinen als nicht stilgerecht in dieser Umgebung verpönt zu sein. An ihre Stelle tritt ein seit alter Zeit bewährtes Abkühlungsmittel, das heiße Handtuch. Dampfende Stöße hiervon werden an die Zuschauer verteilt. Jeder reibt sich dann mit dem heißen Tuche das erhitzte Gesicht, und die dem Nichtkenner wunderlich scheinende Folge dieses Verfahrens ist eine merkliche Abkühlung.

Die chinesische Bühne ist so primitiv wie nur möglich. Sie verzichtet auf alle Szenerie und überläßt es der freundlichen Phantasie des Zuschauers, sich Kulissen und Ausstattungsgegenstände zu denken, wie es seiner Zeit Shakespeare tat, als er anstatt der Bäume, unter denen ein Auftritt sich abspielte, eine Tafel mit der Aufschrift „Wald“ aufhängte.

Der Spielplan der chinesischen Theater entspricht kaum dem europäischen Geschmack, denn die meisten Stücke sind kurze Märchen, weil diese am besten zur primitiven Bildungsstufe des Großteils der Zuschauer passen. Ein ergötziches Beispiel dieser literarischen Genügsamkeit führt Thomas Steep in der Zeitschrift „Japan“ an. Ein Fischer rudert in einem Boot, das nur in der Phantasie der Schauspieler und der Zuschauer besteht, auf ein ebenso phantomhaftes Meer hinaus. Während dieses Rutschens auf dem Fußboden findet er Zeit, in bewegten Worten seine Not zu klagen und das Geschick um einen guten Fang zu bitten. Inzwischen tritt die wie alle Frauengestalten auf der chinesischen Bühne durch einen Schauspieler dargestellte Heldin auf und erklärt, sie wandle am Grunde des Meeres, um eine bestimmte Seepflanze für ihre kranke Mutter zu suchen. Hierbei gerät sie in das imaginäre Netz des Fischers und wird von dem Hocherfreuten in sein nicht vorhandenes Boot gezogen. Wahrscheinlich würde die arme kranke Mutter unter diesen Umständen auf ihr Seegemüse zum Mittagstisch verzichten müssen, käme nicht in diesem Augenblick zur allgemeinen Erleichterung aller, mit Ausnahme des Fischers, ein Prinz „angerudert“, dem die Gefangene ihr Leid klagt. Der edle Jüngling legt natürlich ein gutes Wort für das arme Mädchen ein, und der Fischer läßt sich dazu bewegen, die opferfreudige Tochter wieder ins Wasser zu werfen. Die junge Dame sucht am eingebildeten Meeresgrund weiter, um plötzlich von einer Riesenauster überfallen zu werden. Eine Zeitlang tobt ein äußerst aufregender Kampf zwischen der guten Tochter und der bösen Auster. Ab und zu wird das Duell unterbrochen, damit das arme Mädchen mit besonders bewegten Worten und Mienen den Beistand aller guten Geister anrufen kann, wobei die Zuschauer vor Rührung und Mitleid weinen. Die Auster hört ebenfalls interessiert zu. Es kann aber auch vorkommen, daß sie zur anderen Ecke der Bühne hinüber geht und dort in aller Gemütsruhe eine Tasse Tee trinkt, die von einem Diener gebracht wurde. Der Laie wird eine Zeitlang nicht verstehen, was eine Auster mit heißem Tee zu tun hat, bis er zu der Erkenntnis gelangt, daß diese Szene samt dem vor aller Augen über die Bühne schleichenden Diener nicht zum Spiel gehört, sondern eine Freiheit ist, die sich der chinesische Schauspieler herausnehmen darf. Inzwischen hat die Jungfrau ihren Gesang abgeschlossen, und der Kampf beginnt von neuem, um mit der Niederlage der schlechten Auster, dem Auffinden der bewußten Seepflanze und der glücklichen Rückkehr der braven Unterseeboots-Tochter in die Arme der Mutter zum „happy end“ zu führen. Ein bekannter chinesischer Schauspieler, zu dessen Glanzrollen die der Seepflanzenbesucherin gehört, bezieht eine abendliche Gage von rund tausend Dollar!

So rückständig uns diese Art der Literatur erscheinen muß, so sehr bemüht sich die chinesische Kaufmannschaft in den von Europäern besuchten Städten, auf einem anderen schriftstellerischen Gebiete modern zu werden, nämlich auf dem der Ladeninschriften. Die Warenanpreisungen in englischer Sprache sollen nicht mehr weitschweifig und altchinesisch höflich, sondern prägnant und wirksam sein. So wollte ein Schanghaier der verehrten europäischen Kundschaft mit möglichst kurzen Worten mitteilen, daß er Lichtbilder anfertige. Ihm schwebte dabei eine Inschrift vor wie: „Photographien werden ausgeführt.“ Also schlug er im Lexikon unter „ausführen“ nach. Leider erwischte er hierbei das Wort „execute“, das sowohl „ausführen“ als auch „hinrichten“ bedeuten kann. Außerdem rutschte er beim Nachschlagen des englischen Wortes für „Lichtbild“ etwas zu tief, so daß die Inschrift in seinem Schaufenster prangte: „Photographers executed“. Der erhoffte Erfolg dieser Anpreisung blieb zu seinem Erstaunen aus. Kein Wunder, denn wer hatte Lust, einen Laden zu betreten, der sich rühmte: „Photographen werden hier hingerichtet!“ Ebenso blutrünstig und abschreckend lautete die Inschrift eines Barbierladens, dessen Besitzer ein Künstler im Bubikopfschneiden war, leider aber nicht im Gebrauch der englischen Sprache: „Hier werden Köpfe abgeschnitten.“ Als wenig geglückt erwies sich ferner der schriftstellerische Erguß, mit dem eine Wäscherei ihre Dienste anpries: „Wir waschen unsere Kundschaft sauber und sorgfältig zu billigen Preisen. Damen zwei Dollar, Herren ein drei Viertel Dollar pro Hundert.“ Die Kunden machten von diesem freundlichen Angebot leider keinen Gebrauch, da sie nicht hekatombenweise gewaschen zu werden wünschten, und nicht wußten, daß der Wäschereichinese nur ihre Taschentücher in Behandlung nehmen wollte. Großen Erfolg hatte dagegen eine Drogerie, die das Kindernährmittel eines chemischen Werkes verkaufte und die tadellose Beschaffenheit des Präparates folgendermaßen unterstrich: „Für Kinder, unter einwandfreien hygienischen Bedingungen fabriziert, glänzend geeignet.“ Daß die Inschrift durch das Stellen der Worte „glänzend geeignet“ an den Schluß statt an den Anfang des Satzes eine ganz andere als die gewünschte Bedeutung erhielt, kam dem biederen Sprachkundigen nicht zum Bewußtsein.

Auch die schriftstellerischen Ergüsse in englischer Sprache, die man auf manchen chinesischen Geschäftsbriefen findet, sind oft von ungewollter Komik. So kommt es häufig vor, daß der Absender seinen Brief der besonderen Sorgfalt der

Postbeamten empfiehlt und sie bittet, die Sendung ja nicht aus den Augen zu lassen. Deshalb schrieb ein etwas weltfremder Chinese auf einen großen Umschlag: „Den verehrten großen englischen Herren der Post ganz ergebenst überreicht. Laufe, Brief! Denn du bist sehr eilig. Triff ein bei Along, dem Sohn des Aschak, dem Lebensmittelhändler, der da wohnt in der Südstraße im australischen Golden Mountains. Bitte auf diesen Brief ja acht zu geben, denn sein Inhalt ist sehr wertvoll!" Der brave Absender konnte froh sein, daß die Postbeamten so ehrliche Menschen sind.

Zinsen.

Humoreske von Jo Hanns Rösler.

Am 23. April des Jahres 1923 hatte sich in Newyork auf der Washington-Street 678 in dem dort untergebrachten Speisehaus „Zum guten Happen" folgendes begeben:

Ein Mann war eingetreten, dessen Gesicht auf einen Hundertdollarmillionär schließen ließ, während sein Anzug einem Zehncentbesitzer zu gehören schien. Beim Anblick seiner Schuhe glaubte man nur noch an ein Vermögen von drei Cents, und wenn man ihn gefragt hätte, wie viel er in der Tasche habe, würde er gesagt haben: „Seit acht Tagen keinen einzigen Cent."

Er sagte es auch, ohne daß man ihn fragte, und fügte hinzu: „Außerdem habe ich seit zwei Tagen nicht einen Bissen gegessen."

Der Gastwirt schien es nicht zu hören.

Da wiederholte der Mann nochmals laut: „Ich habe seit zwei Tagen nichts gegessen."

Die Gäste sahen von ihren fetten Tellern auf, ließen den Löffel sinken und betrachteten interessiert den Mann und den Wirt. Da gab dieser dem Bettler aus dem auf der Theke stehenden Glase zwei gekochte Eier und schob ihn durch die Tür auf die Straße.

„Das ist heute schon der Zehnte", nickte er seinen Gästen zu. Die Speisenden glaubten es oder glaubten es auch nicht. Immerhin galt ihnen der Wirt hinfort als ein wohltätiger Mann.

Dieses also ereignete sich am 23. April des Jahres 1923 in Newyork auf der Washington-Street 678 in dem Speisehause „Zum guten Happen".

Sechs Jahre später, am 23. April 1929, trat wieder ein Mann in das Restaurant auf der Washington-Street 678, das jetzt den Namen „Dining-Room Bristol" führte. Der Besitzer dieses Speisehauses war noch derselbe wie vor sechs Jahren, nur daß er jetzt nicht mehr hinter der Theke stand und die Suppen austeilte, sondern vom Kontor aus durch einen falschen Spiegel den Betrieb überwachte.

Der Mann, der soeben eintrat und dessen breiter Wagen vor dem Restaurant hielt, verlangte den Wirt zu sprechen.

„Zu dienen."

„Sie sind der Wirt?"

„Ja."

„Sie haben mir vor sechs Jahren zwei Eier geschenkt und mir damals neuen Lebensmut gegeben. Heute bin ich ein vermögender Mann. Jetzt bin ich gekommen, Ihnen die Eier zu bezahlen."

Er legte eine Hundertdollarnote auf den Tisch. „Genügt es?", fragte er dann.

„Ich nehme nicht mehr, als mir zukommt", schob der Wirt die Note in die Tasche, „diesen Betrag betrachte ich als vorläufige Anzahlung. Wollen Sie bitte in mein Bureau zur Abrechnung kommen?"

Verwundert folgte ihm der Fremde.

„Ich habe Ihnen also vor sechs Jahren zwei Eier geborgt?"

„Stimmt", bestätigte der Fremde, „zwei Eier kosteten einen Vierteldollar, wenn wir hoch rechnen wollen. Mit Zins und Zinseszinsen ist das heute, wenn wir wieder hoch rechnen wollen — ein halber Dollar."

„So kann man rechnen", meinte der Wirt, „aber ich rechne anders: Zwei Eier ergeben ausgebrütet zwei Hennen. Jede Henne legt mindestens jährlich hundert Eier, jedes Ei ergibt wieder eine Henne, so daß wir am Ende des zweiten Jahres 200 Hennen haben. Diese legen im dritten Jahre 20000 Eier, also ausgebrütete 20000 Hennen, im vierten Jahre sind das zwei Millionen Hennen, im fünften Jahre 200 Millionen Hennen, im sechsten Jahre 20000 Millionen Hennen. Nun will ich Ihnen entgegenkommen und annehmen, daß aus der Hälfte der Eier Hähne kommen, und die Hähne unberechnet lassen. Bleiben immer noch 10000 Millionen Hennen, das Stück zu anderthalb Dollar, macht 15000 Millionen Dollar. Ein Drittel dieses Betrages, also 5000 Millionen Dollar, will ich Ihnen als Futterkosten nachlassen. Also schulden Sie mir heute zehntausend Millionen Dollar."

Der Fremde ging hinaus, ohne ein Wort zu sagen, bestieg seinen grauspiegelnden Wagen und fuhr von dannen.

Aber er hatte die Rechnung ohne den Wirt gemacht. Der verklagte ihn auf zwei Eier zuzüglich Zins und Zinseszinsen in ausgeführter Höhe von zehntausend Millionen Dollar. Die Richter standen dem Problem der Berechnung machtlos gegenüber. Wenn sie auch die Unbilligkeit der Forderung erkannten, fanden sie kein Gesetz gegen die Logik der Forderung. Schon hatten die Verhandlungen ihren Abschluß gefunden. und für heute war der Tag des letzten Plädoyers festgesetzt.

„Sind alle Geladenen anwesend?" fragte der Richter.

„Mein Anwalt fehlt noch", erwiderte der Beklagte.

Man wartete eine Viertelstunde. Man wartete eine halbe Stunde.

„Die Verhandlung ist eröffnet", verkündete endlich der Richter.

In dieser Minute wurde die Tür aufgerissen, und der Rechtsanwalt des Beklagten erschien atemlos.

„Verzeihung, hohes Gericht", sagte er, „aber ich bin außer in meinem Rechtsanwaltsberuf auch noch als Gutsbesitzer tätig."

„Das ist kein Grund, gerade heute so spät zu erscheinen."

„Verzeihung, hohes Gericht, aber morgen ist bei uns der Tag der Weizenaussaat. Und wir mußten alle Hand anlegen, um das Saatgetreide noch schnell abzukochen."

„Seit wann, Herr Anwalt, kocht man Saatgetreide ab?"

Da sagte der Anwalt mit einer Verneigung zum Gericht und zum Kläger: „Seitdem in diesem Lande Hühner aus gekochten Eiern ausgebrütet werden."

Die Klage wurde kostenpflichtig abgewiesen.

Bunte Chronik



* **Der Buddha der Freudlosen.** Eines der merkwürdigsten Denkmäler wurde unlängst in Beppu enthüllt, einem Badeort auf der südlichsten der japanischen Inseln, etwa 150 Kilometer östlich von Nagasaki. Es ist ein kolossaler Buddha in der üblichen Stellung mit den gekreuzten Beinen, der in die Betrachtung einer Lotosblüte versunken ist. Das Denkmal ist den Geistern derjenigen geweiht, die keine Hinterbliebenen besaßen, welche den Toten die vorgeschriebenen Zeremonien hätten erweisen können. In der Bauchhöhle der Statue wurde die Asche einer Anzahl von Verstorbenen beigesetzt, die ohne Heim und Freunde starben, darunter auch von Leuten, die durch Freitod aus dem Leben schieden. Die Zahl der aus freiem Entschluß in den Tod Gegangenen war in Japan schon immer recht hoch, sie hat aber entgegen der allgemein gehegten Erwartung durch die fortschreitende Hebung des kulturellen Niveaus der Massen keine Verminderung, sondern im Gegenteil eine Steigerung erfahren.

Lustige Rundschau



* **Schlechter Rechner..** Chef: „Herr Müller, Sie haben sich in letzter Zeit so oft verrechnet, daß ich Sie ernstlich ermahnen muß!" Buchhalter: „Ach, Herr Meier, verzeihen Sie mir. Mich macht die Liebe kopflos; wenn ich hoffen dürfte, daß ich Ihr Fräulein Tochter —" Chef: „Sehen Sie, da verrechnen Sie sich schon wieder!"

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.